



Hut, Pferd, Haltung: Cowboys sind wortkarg, können reiten und tragen zu jeder Gelegenheit eine Kopfbedeckung

Land des Grand Canyon

Anreise Nach Phoenix fliegen etwa British Airways via London, American Airlines via New York und Swiss über San Francisco oder Chicago, www.britishairways.com, www.americanairlines.ch, www.swiss.com

Reiseveranstalter Knecht Reisen, Kuoni, Travelhouse/Skytours, TUI Flex.

Arizona Im 294 304 km² grossen Arizona wohnen 6 392 020 Einwohner (Stand 2010). Berühmt ist der südwestliche Bundesstaat für seine Wüstenlandschaften und die Canyons. Daher wird er auch The Grand Canyon State genannt, nach der 450 Kilometer langen Schlucht im Norden. Zu den Highlights zählt auch das Erholungsgebiet Glen Canyon National Recreation Area, wo sich der zweitgrösste Stausee Amerikas, Lake Powell, befindet. Und das Tonto National Monument, das Ruinen eines 700 Jahre alten Dorfs birgt.

Ranch-Ferien Die White Stallion Ranch liegt anderthalb Fahrstunden vom Flughafen in Phoenix entfernt (Shuttle-Service), www.whitestallion.com. Spezialist für Ranch-Ferien ist das Reisebüro Pegasus, www.reiterreisen.ch

Beste Reisezeit Frühjahr und Herbst – wenn das Klima mild und nicht zu heiss ist.

Allgemeine Informationen
www.arizonareise.de



- 1 White Stallion Ranch
- 2 Saguaro National Park
- 3 Roosevelt + Roosevelt See
- 4 Tonto National Monument
- 5 Scottsdale

Roland Schäfli

Am staubigen Busstop wartet ein filmreifer Fahrgast auf den Shuttle zum Feriendomizil. Ein Cowboy, der neu auf der Lohnliste unserer Gäste-Ranch steht. Die erste Begegnung mit einem waschechten Wrangler. Der krummbeinige Joe könnte seine ausgebeulte Levi's auf den Boden stellen, ohne dass sie in den Sand kippen würde. «War oben in Wyoming», rückt er endlich heraus, was ihn nach Arizona verschlagen hat, «aber die nördlichen Ranches machen über den Winter zu.» Dann wieder Schweigen. Von Joe lerne ich meine erste Cowboyektion: «Talk low, talk slow, and don't talk too much.»

Die pfeilgerade Strasse führt unter einem Torbalken durch, auf dem, so viel ist der Westerntradition geschuldet, der Name geschrieben steht: «White Stallion Ranch». Sie umfasst 1200 Hektar offene Weidefläche, auf der 130 Pferde und 75 Rinder grasen. Der Ort, im Westernklassiker «Arizona» verewigt, ragt wie eine Insel aus einem Meer von Saguaro-Kakteen. Von weitem zu sehen ist das Windrad, die ikonografische Erscheinung des Wilden Westens.

Zur Begrüssung sagt man hier «Howdy». «Yup» bedeutet Ja, Nein heisst «Nope». Während die Neuankömmlinge das Formular unterschreiben, das den Veranstalter der Cowboywoche von jeder Verantwortung entbindet, wenn die Gäste vom Pferd fallen, bleibt Joe in einer Ecke stehen. Der Vormann hat jetzt keine Zeit für den neuen Zureiter. Erst wollen die Gäste in die rot getünchten Bungalows eingewiesen werden, Wildwest-Pendants von Tessiner Rustici. Würde Joe nicht alle zehn Minuten am Kaffee nippen, man könnte ihn glatt für eine der Bronzefiguren des Bildhauers Remington halten, die die Lobby zieren.

Bald geht es los mit dem Westernleben, draussen wartet ein Pferd auf mich und gleich eine klassische Konfrontation, sie kommt in jeder Pferdeoper vor: Eine Klapperschlange schlängelt sich direkt vor den Hufen des Pferdes. Schon glaube ich, meine Bandana nicht umsonst gekauft zu haben, das Vielzweck-Halstuch, das mehr ist als Deko, ein Schmutzwasser-Filter ebenso wie eine Aderpresse bei Schlangenbiss. Doch der Rattler verkriecht sich, ohne dass ein Wrangler schiesst oder ein Pferd scheut. Auch Thunder nicht, so der vielversprechende Name meines vierbeinigen Friends. Offiziell vorgestellt wurden wir uns nicht. Man zahlt und sitzt auf, mit Liebe hat das nichts zu tun.

Nach stundenlangem Ritt ahme ich den o-beinigen Cowboygang fast perfekt nach. Ein Spassvogel hat an der Bar auf den Hockern Sättel angebracht. Alle machen einen Bogen darum herum.

Ein echter Wrangler trinkt Kaffee aus Emailletassen

Das Frühstück muss man sich auf der Ranch verdienen. Der Chuckwagon, der Wagen mit den frischen Brötchen, parkt nämlich in der Prärie. Der Breakfast Ride erinnert ans morgendliche Pendeln in der S-Bahn: alle verschlafen, im Gleichschritt hintereinander her. Bis uns endlich frischer Kaffeeduft entgegenweht. Gebraut nach ursprünglichem Cowboyrezept: Man nehme zwei Pfund Arbuckle-Kaffee, feuchte ihn mit Wasser an, koche ihn zwei Stunden, dann werfe man ein Hufeisen in den Pot. Versinkt es, ist der Kaffee noch nicht bereit.

Die Wrangler trinken ihr dampfendes Gebräu aus blauen Emailletassen. Ausser Wrangler James – der trinkt morgens Red Bull. James sagt noch weniger als Joe. Er hat eine Visage wie aus einem Sheriff-Steckbrief. Mit Bartschatten, an dem man ein Zündholz anreissen könn-

te, um die erste von vielen Marlboros an diesem Tag anzustecken. Gestern Abend habe ich heimlich beobachtet, wie er im Corral einen widerspenstigen Mustang gezähmt hat. Nur mit Körpersprache hat er das Tier im Kreis herumgejagt. Seine Sporen klingeln, als kriege er bei jedem Schritt eine SMS. Von ihm lerne ich die nächste Cowboyektion: Die Stiefel müssen passen. Dann kommt der Cowboywalk von allein. Auf hochhackigen Boots wiegt man nämlich automatisch in den Hüften.

Bei den Gästen handelt es sich mehrheitlich um Engländer, von denen man jeden Moment erwarten könnte, dass sie in bordeauxroten Jacketts einen Fuchs jagen. Die gibt es hier nicht, wohl aber Kojoten. Einer liegt im Staub, alle Viere von sich gestreckt. Alles hier scheint tödlich zu sein. Die hochgiftige Gila-Echse wohnt auch in dieser Gegend, ich frage Wrangler Jonathan, was bei einem Echsenbiss zu tun sei. Mit seinem rabenschwarzen Haar und den asiatischen Gesichtszügen des Indianers sieht er aus, als wüsste er, ob man die Wunde eher aussaugen oder doch besser ausbrennen müsste. Was man bei einer Gila machen sollte? Er überlegt kurz. «Einfach hinlegen und richtig ausschlafen.» Er hat Tequila verstanden.

Irgendwer schnappt sich eine Klampfe und gibt am hypnotisch verglühenden Campfeuer Cowboysongs zum Besten. Roy Rogers und Marty Robbins sind in diesen Breitengraden permanent in der Hitparade. Das Beef will derweil stundenlang geröstet werden, bis es aussen schwarz ist. Den Hut behält man beim Essen auf, Western-Etikette erlaubt das. Überhaupt, der Hut: das wichtigste Accessoire von allen. Bewahrt einen Mann vorm gefürchteten Sonnenstich und vor tiefhängenden Zweigen, von denen die meisten mit Dornen besetzt sind. Nichts verrät ein

Greenhorn schneller als ein jungfräulicher Hut aus dem Souvenirshop. Darum habe ich einen Filzhut schon vorgängig umgekrempelet. Ein paar Nächte draussen im Regen, im Rauch eines Feuers leicht angeschwärzt. Den verbeulerten Look verdankt er dem langen Trip im Reisekoffer. Nun noch die Krempe hochgebogen. Der Trailboss lobt: «I like your hat!» Yup, ein Kompliment vom Chef.

Joe liebt das Winterquartier; er hat sein eigenes Badezimmer

Leider macht ein guter Hut noch keinen guten Reiter. Ich sitze oben wie ein Schimpanse, der einen Kühlschrank zureiten will, und halte mich am Sattelhorn wie am Haltegriff im Tram. Wrangler Jonathan rät, Thunders Rhythmus einfach mitzuwackeln. Meine kläglichen Liebesbezeugungen zum Sattel verschlimmern nur ein akutes Problem. Zwar hatte ich mit der Velofahrer-Gesässcreme Sixtus vorgesorgt, doch nach einigen Tagen gleicht mein Hintern einem Steak, Arizona-Style: aussen schwarz, innen blutig. Auch Sportpflaster nützen nichts mehr. Bei den herrschenden Temperaturen kringlein sie sich unter dem Jeansstoff zusammen wie eine Klapperschlange. Nachts schlafe ich müde wie ein Bär – auf dem Bauch. Die härteste Prüfung steht noch bevor: ein Mini-Rodeo. Auf der Folterbank des Ledersattels soll ich Rinder von der Herde trennen. Sie lassen sich tatsächlich in den Corral treiben, weil ich laut und kehlig «Yeah!» schreie. Wieder ist der Trailboss mit mir zufrieden. Er weiss nicht, dass ich Schmerzensschreie ausstosse.

Und ich beherrsche jetzt auch das Roping. Der wortlose Joe hat mir gezeigt, wie das 12-Meter-Hanfseil präzise über dem Zielobjekt landet wie eine Sonde auf einem Kometen. Das linke Bein vorgestellt, halte ich die Schlinge genau eine Arm-

länge von der Öse, «Honda» genannt, und schleudere das Lasso aus dem Handgelenk wie ein alter Vaquero. Bei der Gelegenheit freunde ich mich mit Joe an. Er liebt sein Winterquartier, weil er hier ein eigenes Badezimmer hat. Ansehen lässt er sich das nicht. Die Sonnenbrille würde er auch für den lieben Gott persönlich nicht abnehmen. Wo stammt er eigentlich her? «Jersey». Dasselbe Jersey, das neben New York liegt? Yup. Joe ist ein waschechtes Grossstadtkind.

Auch Jonathan, dem jungen Cowpoke mit der Mähne, habe ich die Stammbaumfrage gestellt: Ob Indianerblut in seinen Adern fliesse? Wieder missverstehen wir uns. Ich meine, «Creek» zu hören und beglückwünsche ihn zur Mitgliedschaft im Stamme der edlen Creek-Indianer. «Greek!», korrigiert er. Seine Grossmutter stammt aus Athen.

Bleibt James. Der Archetyp des ungebundenen Singles. Liebt die Natur, ist Raucher. James ist aus New York. Nope, keiner der White Stallion Wrangler stammt aus dem Herzland des Wilden Westens. Alle haben sich selbst als Cowboys erfunden.

Am Ende des Tages treffen wir Touristen uns jeweils am Wasserloch, sprich dem Pool der Ranch. Aus dem Cowboyoutfit schält sich der bleiche Westeuropäer und wenn man aus dem Wrangler-Traum erwacht, bleiben unbeantwortete Fragen: Warum sind keine Tumbleweeds zu sehen, jene abgestorbenen Sträucher, die der Wüstenwind vor sich herträgt? Was hat den Kojoten umgebracht? Besucht Jonathan seine Familie in Griechenland? Und warum kriegene Cowboys nie Blasen am Hinterteil? Immerhin bin ich jetzt auf Facebook mit einem echten Wrangler befreundet. Und ich weiss: Cowboy zu spielen und Cowboy zu sein, das sind zwei verschiedene Hutnummern.

Tolle Hengste

Auf der White Stallion Ranch bei Phoenix wird man zum Cowboy geformt – ein schmerzhafter Prozess